

kann sie in Himmlisches verwandeln. Nun gebe ich meine Tochter gern der himmlischen Harmonie, denn sie war so rein, sie hier schon zu verstehen. Besäße ich diese Reinheit, so würde ich Berge und Flüsse wie einen zerrissenen Schuh von mir werfen.“

Täglich saß der Fürst im Phönixturm im Andenken an seine Kinder. Da vernahm er eines Abends die Phönixmelodie. Selig lauschte er den Tönen, die himmlische Weise rief ihn von dieser Welt.

## UMSCHAU BUCHERBESPRECHUNGEN

H. d'Ardenne de Tizac, *L'Art Chinois Classique*. Verlag H. Laurens, Paris 1926.

Unter „klassischer“ versteht der Autor die Kunst vor dem 3. Jahrhundert v. Chr. Was uns Texte und Überlieferungen lehren, wird in dem vorliegenden Buch mit größtem Fleiß zusammengetragen und übersichtlich geordnet. Die Zeit lebendig zu machen, gelingt dabei d'Ardenne de Tizac ausgezeichnet; ohne sicheres Anschauungsmaterial ein doppelt schwieriges Unternehmen. Für die Illustration diene vor allem der Bestand des Cernuschi-Museums. Man sieht bei dieser Gelegenheit, wie zielbewußt diese Sammlung mit dem Blick auf kunsthistorische Vollständigkeit zusammengetragen wurde. Die Konzentration auf die Frühzeit liegt in der Richtung der neueren Kunstwissenschaft. Ältere Forscher hätten kaum da angefangen, wo d'Ardenne bereits aufhört. Der Charakter der Dschou-Kunst „symbolisch und kultgebunden“ wird freilich auch späterhin nie verleugnet. Es fragt sich nur, ob die Abhängigkeit vom Formelkram der Texte in China wirklich so groß war, daß man die Schriftquellen allein zum Zeugen der untergegangenen oder noch verborgenen Kunstwerke anrufen darf. Der melancholische Stoßseufzer Pelliots in seinem Jade-Werk, daß uns nämlich „die Funde eine beträchtliche Anzahl von Gegenständen liefern, welche die Texte nicht kennen,

aber uns fast keinen von denen liefern, welche die Texte beschreiben“, sollte vor voreiliger Einschachtelung warnen. Da das gesicherte Material mit ziemlicher Vollständigkeit aufgezählt wird, verdiente auch der Bronzefund von Sin Dscheng Erwähnung. Seine dürftige illustrierte Veröffentlichung durch Koop in „The Illustrated London News“ Nr. 4481 ist freilich unbrauchbar. Eine große Rolle spielt bei d'Ardenne, wie vorauszusehen, die Stellung der Nordnomaden. Hat der eurasische Steppengürtel auf China gewirkt, oder verhält sich die Sache umgekehrt? d'Ardenne antwortet: Chinesen schafften die Formen, die Nomaden den Dekor. Es handelt sich im wesentlichen um die Tiermotive. Daß dabei allzu naturalistische Deutungen ausgeschaltet werden, ist sehr verdienstlich. Die sog. neolithischen Töpfereien dringen jetzt in die Literatur wie in die Sammlungen ein. Es wäre an der Zeit zu untersuchen, wie lange ihre Fabrikation gedauert hat. Am meisten wird wohl das Kapitel über Plastik umstritten sein. Bei pl. 101 scheint die Quelle irrtümlich zitiert; diese Aufnahme Siréns finde ich nur in Ashtons, nicht in Siréns Werk über chinesische Plastik, doch steht mir nur die englische Ausgabe des letzteren zur Verfügung, vielleicht bringt die französische andere Tafeln. Zur Vervollständigung der Liste der Han-Plastik ist ein großer, umgestürzter

Mann (abgebildet in dem japanischen Tafelband Sekinos über Schantung-Skulptur) zu erwähnen. Der Großplastik geht es in dem Buche d'Ardenne schlecht; im Gegensatz zur Ornamentplastik sei sie „un art importé, adjacent et tardif“. Der Buddhismus verschlimmert nur, er bedeutet für China „la plus grave et la plus regrettable contamination“. Die Steinmänner von Dong Fong und das Grabmal des Huo Kiu Bing sind in das ungünstige Urteil mit eingeschlossen. Nun, d'Ardenne interessante These lebt wie jede neue, kühne und scheinbar paradoxe Behauptung von der Übertreibung. Die Ablehnung der Plastik und der buddhistischen Kunst in China überhaupt läßt den leitenden Gedanken des Buches stärker hervortreten. Vielleicht würden wir dem Autor in seiner Bewunderung der „klassischen“ Kunst noch stärker folgen können, wenn wir noch mehr von ihr wüßten. Alfred Salmony.

Erich Hauer, Dr. iur. et phil., Huang-Tsing Kai-Kuo Fang-Lüeh, Die Gründung des mandschurischen Kaiserreiches. Walter de Gruyter & Co., Berlin u. Leipzig, 1926. I—XXVI, 710 S. Groß-Oktav.

„Zum erstenmal ist hiermit ein vollständiges chinesisches Geschichtswerk in eine abendländische Sprache übertragen worden.“ „Eine Übersetzung ohne jede fremde Hilfe und ohne das beliebte Hilfsmittel, einen Chinesen als Nothelfer zuzuziehen.“ (Vorwort, VI.)

Der Inhalt des Werkes ist die Gründung des mandschurischen Kaiserreiches, d. h. die Geschichte des mandschurischen Fürstengeschlechts bis zu seiner eigentlichen China-Herrschaft. Sie umfaßt die Zeitspanne von 1583—1644. Die Geschichte eines nicht-chinesischen Stammes einer nicht-chinesischen Epoche.

Den Anlaß zu der Arbeit gab dem Verf. die Erwägung: „Wie ist es möglich gewesen, daß ein plötzlich aus dem Dunkel der Geschichte

auftauchendes, winziges Jäger- und Hirtenvolk tungusischer Herkunft das riesige Reich der Mitte binnen kurzer Zeit überrennen und den vielen Millionen Chinesen das Joch einer Fremdherrschaft aufzwingen konnte? Wer waren diese Mandschus, woher kamen sie, und warum errangen sie Erfolge?“ (Vorwort, V.)

Dieses offizielle Geschichtswerk über die Gründung des mandschurischen Kaiserreiches ist auf den Befehl des Kaisers Kiën Lung im März 1786 verfaßt worden. Der Kaiser befahl die Aufzeichnung „nicht zu seiner eigenen Erbauung“, sondern aus dem Wunsch, „daß die Kinder und Kindeskinde von zehntausend Generationen alle den Sinn dieses Buches sehen“, „um den Willen des Himmels zu ehren und das Erbe der Väter zu wahren“. (Vorwort von Kaiser Kiën Lung, XXV.)

Der Aufstieg der Mandschu verdient gewiß kein geringes Interesse. Eine geschichtliche Bearbeitung dieser gewaltigen Bewegung hat ihre vollste Berechtigung. Jedoch habe ich gegen die vorliegende Arbeit folgendes Bedenken.

Der Vorgang eines Dynastiewandels in der chinesischen Geschichte — besonders wo ein fremder Volksstamm in Frage kommt — kann niemals ohne eine genaue Konfrontierung beiderseitiger Verhältnisse richtig verstanden werden. Das Dahinsiechen einer degenerierten Dynastie und das Aufkommen einer neuen, lebensfähigen Herrscherlinie berühren sich auf jedem Punkt. Wo eine Tugend gegenüber einer Tugend steht oder eine Untugend gegenüber einer Untugend, da ist nur ein Remiszustand möglich. Wir denken an die letzten 150 Jahre der Sung-Dynastie (etwa von Gau Dsung, 1127, ab). Wo aber auf der einen Seite eine Herrschernatur auf die andere folgt, während auf der andern Seite ein Schwächling nach dem anderen zur Regierung kommt, wo Unruhe und Hungersnot abwechselnd das Land heimsuchen, wo 40 Jahre schrankenlosester Vernichtung durch

die Banditen die besten Elemente des Volks ausrotten, wo jeder Versuch einer neuen rettenden Politik kläglich versagt und jeder Mensch an seine Existenz nicht mehr zu glauben wagt, da ist die letzte Wendung, die mit der edlen Erscheinung eines Kaisers Si Dsung (1628—1643), eines Schi Ko Fa und den würdigen Feldherren Yüan Tschung Huan und Hiung Ting Bi eintritt, nur eine starke Unterstreichung der unsagbaren Tragik der ausgehenden Ming-Herrschaft.

Es ist daher zweifelhaft, ob aus dem vorliegenden Werk, — einer selbstverherrlichenden Apologie mit Betonung der „gottgewollten Sendung“ (Einleitung S. XXII) — viel Verständnis für den gewaltigen Wandlungsprozeß gewonnen werden kann. Wo nur die eine Partei spricht, kommt die andere zu kurz; wo man nur die Himmelsfügung sieht, da vernachlässigt man das Menschenwerk.

Was die Übersetzung anbetrifft, so ist überall die Absicht des Verf. merkbar, „ein möglichst treues Abbild des Urtextes“ zu geben. Es fragt sich aber, ob eine „traduction littérale“ — diese in allen Ehren! — auch dort angebracht ist, wo das Original wegen der vielfach gewundenen Wortstellung, die aus stilistischen Gründen geschieht, und wegen der literarisch nun einmal empfundenen Notwendigkeit der überreichen Zitate ohnehin schon schwer verständlich ist. Man lese einmal die Übersetzung des Vorwortes von Kaiser Kiën Lung (S. XXIII—XXV).

Betrachten wir den gewaltigen Umfang des Werks — XXVI + 710 Seiten Groß-Oktav —, seinen wirklichen historischen Wert, den geringen literarischen Rang des Urtextes und das bescheidene Maß, in dem die chinesischen oder die ostasiatischen Geschichtswerke überhaupt im Abendland bekannt sind, so ist es nicht recht verständlich, warum Hauer gerade dieses einseitige Werk der europäischen Öffentlichkeit übermitteln will.

Hsü Dau-Lin.

Fritz Weiß, Shu Pi, das kostbare Heldenblut von Shu. Berlin, Carl Heymanns Verlag, 1929. I—VIII, 105 S. mit einer Übersichtskarte.

Das vorliegende Büchlein ist mit bewußter Bescheidenheit geschrieben, mit bewußter Bescheidenheit übertragen: beim Autor ein unüberwindlicher Herzensdrang, beim Übersetzer ein wahres Mitempfinden, ein durchschillerndes Ergriffensein. Diese doppelten Umstände erhöhen den Wert des Buches als historischer Schrift, als Übersetzung.

Es ist weder ein Kunstroman noch ein gelehrtes Geschichtswerk, sondern nur die trockene Aufzeichnung einzelner Missetaten der Rebellen und ihrer zahllosen Opfer — nach chronologischer Reihenfolge — aus den letzten Jahrzehnten der Ming-Dynastie, von 1628—1643, in der Provinz Schu (jetzt Setschuan). Peng Tsun Sze, — ein sonst unbekannter Autor — war selbst ein Bewohner von Schu und hat unter den frischesten Eindrücken dieser Schreckenszeit gelebt. Er hat seine Erinnerungen aufgezeichnet, „damit jedermann wisse, daß für das Land von Schu von einem Fluch des Himmels über die schlechten Sitten nicht die Rede sein kann“, — eine falsche Erklärung, die für die Unermeßlichkeit eines so ungeheuren Unglücks nur zu natürlich ist.

Was in dem Büchlein berichtet wird, ist nichts anderes als Greueltaten und unmenschliche Grausamkeiten des Rebellenführers Dschang Hiën Dschung, der das Land von Schu dreimal heimsuchte, und die unendlichen Opfer seiner Mord- und Zerstörungswut. Wo er war, wurden blühende Städte zu Asche und Staub, und das Blut floß in Strömen. Es ist wahr: kein Land hat Unmenschlicheres erfahren als Schu am Ende der Ming-Dynastie! „War es Himmelsverfügung oder Menschenwerk? Der Leser wird seufzen, Tränen werden ihm entfallen, und er wird nicht darüber hinwegkommen können.“

Diese „Totenklage über Schu“, die Niederschrift einer lokalpatriotischen Nachtrauer, enthält aber in mehrfacher Hinsicht recht Wertvolles. Es wird hier nicht nur mit voller Anschaulichkeit gezeigt, mit welcher Zähigkeit und Überzeugung die Volksmassen an den konfuzianischen Ideen festhielten, wie eine einfache Frau, ein junges Mädchen jeden Tod willig einer Entehrung vorzog; auch von der Schlußfolgerung abgesehen, mit welcher Regenerationskraft das chinesische Volk die tiefen Wunden rasch hat verheilen lassen (vgl. Vorwort, VI). Uns verhilft eigentlich diese lebendige Darstellung des ungeheuren Mißgeschicks erst zum richtigen Verständnis, wieso die Mandschuhäuptlinge in so kurzer Zeit die 275jährige Dynastie der stolzen Ming, deren Gründer selbst der Befreier von einer Fremdherrschaft war, haben ablösen können: wo eine disziplinierte Armee unter Führung einer weitsichtigen Herrschernatur gegen die bestialischen Rebellenhorden die Waffen erhob, die vier Jahrzehnte lang fast das ganze Land in schonungslosester Weise verheert hatten, da war der weitere Verlauf, auch wenn die Mandschu nicht das Wort „Rettung“ auf ihre Fahnen geschlagen hätten, nur zu leicht vorauszusehen. So ist eigentlich von einer „Eroberung“ Chinas durch die Mandschu niemals die Rede gewesen. Die Konsolidierung dieser „Fremdherrschaft“ vollzog sich unter der strengen und weisen Regierung der ersten aufeinanderfolgenden, insgesamt vorzüglich begabten Herrscher.

Es ist interessant zu sehen, — zumal im Vergleich mit dem oben besprochenen Werk —, was ein mit so einfachen Mitteln angefertigtes Büchlein an historischen und kulturgeschichtlichen Interessen bieten kann.

Hsü Dau-Lin.

Ethnologischer Anzeiger, Jahresbibliographie u. Bericht über die völkerkundliche Literatur. In Verbindung mit G. Buschan, H. Baumann, A. Byhan, H. Damm, H. Find-

eisen, M. Gusinde, R. Heine-Geldern, F. W. König, F. Lessing, O. Nachod, W. Printz herausgegeben von M. Heydrich. Band II, Heft 1, 2, 4. Stuttgart 1929/30.

Die Ethnologie ist in den letzten Jahrzehnten für viele Wissenschaftszweige eine unentbehrliche Hilfswissenschaft geworden. Gerade auch die Sinologie bedient sich ihrer jetzt in immer steigendem Maße. Die Ergebnisse dieser Zusammenarbeit sind, wie die Arbeiten von M. Granet, H. Maspero, R. Wilhelm u. a. zeigen, recht gute. So gelang es, für viele Erscheinungen der sozialen Struktur des alten China viel einleuchtendere Erklärungen zu geben, als dies aus rein philologisch-historischer Betrachtung des Materials heraus möglich gewesen wäre.

Für alle diese Nicht-Fachethnologen, aber natürlich besonders auch für den Ethnologen selbst fehlte bisher die Möglichkeit, sich über den Stand der Arbeiten auf allen Gebieten der Völkerkunde, über die schwebenden Fragen und aktuellen Probleme zu informieren in der Form einer internationalen Bibliographie, kurzer Referate über wichtige oder schwer zugängliche — besonders auch japanische, chinesische und russische — neue Arbeiten und Berichte über die Ergebnisse von Expeditionen und Forschungsreisen. Das ist die Aufgabe des „Ethnologischen Anzeigers“, von dem jetzt 3 Hefte des zweiten Bandes vorliegen, die die Bibliographie von Amerika, Südsee und Europa für die Jahre 1926 und 1927 — der erste Band umfaßte 1924/25 — enthalten. Außer der Bibliographie und zahlreichen Besprechungen bringen sie u. a. wieder zwei sehr interessante Berichte des Leiters der Deutschen Indien-Expedition, Dr. Freiherr von Eickstedt, über die Ergebnisse seiner Forschungen in Birma und den Schan-Staaten und unter den Negrito der Andamanen. — Die Hefte erscheinen in zwangloser Folge und sind auch mit gutem Illustrationsmaterial ausgestattet. W. E.

Der Große Brockhaus, Handbuch des Wissens in 20 Bänden, 15., völlig neu bearb. Aufl. v. Brockhaus' Konversationslexikon. 5. Bd. Doc—Ez, u. 6. Bd. F—Gar. F. A. Brockhaus, Lpz., 1930. 784 u. 792 S.

Die inzwischen erschienenen beiden Bände des neuen Brockhaus enthalten in ihrer Vielseitigkeit wieder mancherlei Interessantes für Beflissene der Chinakunde. Unter den kulturgeschichtlichen Artikeln sei derjenige über Fu Hi und dessen Schwester Nü Kua (oder Nü Wa) erwähnt. Das Stichwort Dualis mus bringt eine kurze Erklärung des Yin Yang, die symbolischen Qualitäten des chinesischen Drachen werden auseinandergelegt (wobei dieser versehentlich allerdings auch das Symbol der Nacht genannt wird). Beim Stichwort Frau darf die Bemerkung nicht unwidersprochen bleiben, die Frau sei in China als untergeordnetes Geschöpf und Sachgut betrachtet worden. Schon seit dem Beginn der chinesischen Kultur waren die Machtsphären des Mannes und der Frau auf das genaueste abgegrenzt, wobei der Frau eine in ihrem Bereich, dem Inneren des Hauses, dem Manne, der nach außen zu wirken berufen war, durchaus ebenbürtige und würdige Rolle zugewiesen war. — Es finden ferner die chinesischen Eßstäbchen Erwähnung (die abgebildete Hand hält sie freilich nicht ganz korrekt), desgl. die Dschunke oder Dschonke, der zu Unrecht Untüchtigkeit auf hoher See vorgeworfen wird. Das erste Schiff, das den Stillen Ozean überquerte, war eine chinesische Dschunke. — Auf dem Gebiet der Kunst ist das chinesische Drama erwähnt, für das allerdings die Klabundsche Übersetzung des „Kreidekreis“ nur ein schwaches Beispiel gibt, dann die Email- und Cloisonnéarbeiten, die rote, grüne und schwarze Porzellanfamilie — wobei ein Hinweis auf die gelbe vermißt wird —, und schließlich gibt ein kurzer Artikel über die Gandharakunst Aufschluß. Zu erwähnen sind ferner die Bio-

graphien von Feng Yü Hsiang sowie der Sinologen Forke und Franke. In geographischer Hinsicht sind die vorliegenden beiden Bände besonders inhaltreich. Man findet hier Hinweise auf die Provinzen Fukien und Dschehol (besser Jehol oder mit dem chinesischen Namen Je Ho), den Bezirk Fengtien, die Insel Formosa, das Flößchen Fen Ho, das Gebirge Fu Niu Schan und die Städte Futschou, Fu Ming, Fentschou, Fatschan und Fergana. Von den Außengebieten haben die Dsungarei, die Dsungaren, die Dunganen und Dolonnor Aufnahme gefunden. Hm.

Elbert Duncan Thomas, A. B., Ph. D.: Chinese Political Thought, a study based upon the theories of the principal thinkers of the Chou Period. New York, Prentice-Hall Inc., 1927. XVI u. 317 S.

Die im Westen vielfach vertretene Auffassung, die Chinesen seien kein politisches Volk, veranlaßte den Verfasser zu dem vorliegenden Versuch einer Widerlegung. Mit viel Fleiß hat er die Äußerungen einer ganzen Reihe von älteren Philosophen zu politisch interessierenden Fragen (meist in Leggescher Übersetzung) zusammengetragen und daraus ein Bild der politischen Anschauungen des alten China zu formen unternommen. Leider hat er unterlassen, die Quellen auf ihren Wert kritisch zu untersuchen, und seine Zitate recht wahllos und ohne systematische Gliederung den verschiedenen philosophischen Schulen entnommen, so daß oft Widersprechendes oder mehr und minder Wichtiges unmittelbar nebeneinander steht. Das auf diese Weise gewonnene Bild entbehrt vielfach der Klarheit und noch viel mehr des Verständnisses für historische Entwicklungen und Bedingtheiten. Die mit kurzen und derben Strichen gezeichneten Ausführungen zeigen trotz vielfach gezogenen Parallelen zu europäischen Gedankengängen leider nicht

den charakteristischen Unterschied zu westlichem politischen Denken, nämlich die Verankerung der Politik in der Ethik. Hm.

Herbert F. Rudd: *Chinese Social Origins*. The University of Chicago Press. Chicago, Illinois. IX und 224 S.

Aus dem interessanten Gebiet der vorkonfuzianischen Kultur hat der Verfasser ein Teilgebiet herausgegriffen und in der vorliegenden Monographie bearbeitet. Es soll hier offensichtlich nicht eine umfassende Kulturgeschichte des gesamten vorkonfuzianischen China gegeben werden; vielmehr sind es die religiösen und sozialen Gesinnungen dieser Zeit, die der Verfasser wiedergeben will. Als Erkenntnisquellen hierfür bedient er sich zweier angesehenen Bücher der Vorzeit, des *Schu Ging* und des *Schī Ging*, indem er alle andern, namentlich auch das *I Ging*, als spätere Fälschungen beiseiteschiebt. Als dritter Erkenntnisquelle bedient sich der Verfasser einer Art Sprachstatistik, indem er aus der Häufigkeit der mit gewissen Radikalen zusammengesetzten Zeichen Schlüsse auf den Zustand und die Seelenhaltung der fraglichen Zeit ziehen will. — Diese Beschränkung in den Quellen führt leider dazu, daß der Verfasser viele seiner Behauptungen unbelegt lassen muß. Die Ergebnisse, zu denen der Verfasser auf Grund seiner Studien gelangt, lassen sich in folgende Thesen zusammenfassen: 1. Die chinesische Kultur war von ihren Anfängen an eine Ackerbaukultur, die den nomadischen Zustand nie gekannt hat. 2. Sie ist eine autochthone Kultur, die sich aus der Mitte gleichrassiger Stämme ohne Stimulus von außen entwickelt hat. 3. Die patriarchalische Familie war von Anfang an die Grundzelle des sozialen Organismus. 4. Die frühe chinesische Kultur war frei von Aberglauben und Dämonenfurcht, ja von dem Glauben an eine persönliche Gottheit überhaupt. Sie wird am besten als sozialer

Monismus gekennzeichnet. — Die ausführenden Abschnitte sind mit Zitaten, namentlich aus dem *Schī Ging*, reichlich versehen. In der Übersetzung folgt der Verfasser mit geringen Abweichungen Legge. — Wollten wir dem Verfasser folgen, so könnten wir nicht umhin, anzuerkennen, daß die Gesinnung der frühesten Chinesen den sozialen Gefühlen moderner Amerikaner durchaus adäquat gewesen sein muß: ein friedliches, ordentliches und in jeder Beziehung rationales Volk. Hm.

R. Mell: *Grundzüge einer Ökologie der chinesischen Reptilien und einer herpetologischen Tiergeographie Chinas*. Mit 34 teils farbigen Figuren und 7 Karten im Text und auf 5 Tafeln und mit einer Tabellentafel. IX, 282 S. 1929. W. de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig, RM. 20.— (Beiträge zur Fauna Sinica IV.)

Dr. Mells Buch umfaßt die Ergebnisse seiner dreizehnjährigen Forschungsreisen in China. Außer einer ungeheuren Menge von Arten chinesischer Reptilien, die er in einem Gebiet vom Himalaya bis zur Küste des Stillen Ozeans, von der Süd-Mandschurei bis zur Insel Hainan gesammelt hat, werden auch einige Formen von den Riu-Kiu-Inseln, vom malaiischen Archipel, von der Halbinsel Malakka und Indien besprochen. — Die Erörterung erstreckt sich auf die Verbreitung, die geschlechtlichen Merkmale, die Fortpflanzung und das Verhältnis der Beschuppung zu Nahrung, Heimat und sonstigen Lebensbedingungen der Reptilien. Besonders Kap. III: Beziehung der Schuppen zur Nahrung, Kap. IV: Unterschied der Bauch- und unteren Schwanzschuppen bei Land- und Baumschlangen und Kap. V: Verhältnis zwischen Rücken- und Bauchschuppen werfen viel Licht auf diese wenig bekannte, aber höchst anziehende Wirbeltiergruppe. Verfasser hat z. B. entdeckt, daß bei Land- und Baumschlangen die Zahl der Schuppen parallel

geht mit der Größe der Tiere, die ihre Nahrung bilden. — Obwohl Testudinata und Lazertilia nicht eingehend besprochen sind, wird das Buch doch für den europäischen Reptilienforscher von Wert sein, wie es auch für die chinesischen Zoologen wichtig sein dürfte, die die Herausgabe einer „Fauna Sinica“ in Angriff genommen haben.

F. T. Hsia.

Yuan Chaucer (Yuan Tcho-ying): La philosophie morale et politique de Mencius. Paris, Librairie orientaliste, 1927. 324 S.

Die vorliegende, von einem Chinesen verfaßte sinologische Arbeit müssen wir wärmstens begrüßen. Ein Chinese, der die französische Sprache vollkommen beherrscht, mit den chinesischen Quellen gut umzugehen weiß, der die Wahrheit der großen Lehre trotz der ihr widerfahrenen „Entartung“ und trotz der heftigen Angriffe der „Modernen“ liebt und verteidigt. Schon dies zeichnet das Buch in nicht unbedeutendem Maße aus. — Das Buch berichtet in seinem ersten Abschnitt über das Leben und die Lehre von Mongdsi, im zweiten über die philosophischen Grundbegriffe Tiën (der Himmel oder die Natur), Sing (die menschliche Natur, vielleicht besser Instinkt), Sin (das menschliche Herz, die Erziehung) und Ming (das Schicksal des Menschen). Der dritte Abschnitt behandelt die vier Kardinaltugenden Jen (Menschenliebe), I (Pflicht), Li (Sittengemäßheit) und Dschü (Weisheit) und ferner die Moral schlechthin, den Edlen (l'homme idéal) und Mongdsis Verhältnis zum Utilitarismus. Im vierten Abschnitt, dem Kapitel über die Politik, werden die allgemeinen Prinzipien, das Problem der richtigen Benennung (Dscheng Ming), das Verhältnis von Fürst, Volk und Ministern und das Dsing-Tiën-Agrarsystem behandelt. — Die eingeschlagene Methode — ob sie zum tieferen Verständnis von Mongdsis philosophischem Denken die beste ist, mag dahin-

gestellt bleiben — entspricht dem Zweck des Werkes als Einführung in Mongdsis Philosophie und die chinesische Philosophie überhaupt. Die neu gegebenen Definitionen sind treffend und die von Couvreur abweichenden Übersetzungen beachtlich. Hsü Dau-Lin.

Vincenz Hundhausen: Tau Yüan-Ming. Ausgewählte Gedichte in deutscher Nachdichtung. Mit einem Bilde Tau Yüan-Mings. Pekinger Verlag, Peking-Leipzig, 1928. 54 S.

Die vorliegenden Nachdichtungen von knapp 30 Gedichten sind in mehrfacher Hinsicht erfreulich: wir freuen uns für Tau Yüan-Ming, wir freuen uns für unsre chinesische Dichtung, wir freuen uns für die deutsche Nachdichtung chinesischer Lyrik! Wir empfehlen sie nicht nur dem, der etwas chinesische Lyrik in deutscher Nachdichtung kennenzulernen wünscht, sondern auch dem, der deutsche Nachdichtung von chinesischer Lyrik machen will. — Wieviel Verständnis Hundhausen für Tau Yüan-Ming hat — und mit wie wenig Verständnis werden die landläufigen Nachdichtungen gemacht! —, verrät schon seine Auswahl der Gedichte. Diese übertragenen 30 gehören durchaus zu den besten Schöpfungen Tau Yüan-Mings. — Und mit großartiger Einfühlungsgabe geht Hundhausen Tau Yüan-Mings Versen nach. Er überträgt nicht die einzelnen Zeilen, sondern er überträgt das Gedicht; er zeichnet nicht die Worte, sondern er malt den Klang. Manche Stellen wirken zuerst etwas befremdend, aber wenn man den Text näher besieht, so ist die Übersetzung oft direkt der Ausdruck von etwas, das zwischen den Zeilen steht: z. B. die Schlußverse S. 44, die dritte Strophe S. 28, die erste Strophe S. 34. Und als musterhafte Übersetzungen sind die Gedichte S. 27, 28, 38, 44 und 45 zu nennen. — Die volle Anerkennung verpflichtet uns zu einigen kritischen Bemerkungen. Die dritte

Strophe S. 50 scheint ein kleines Mißverständnis zu sein; der Text bezieht sich auf ein Zitat aus Lun Yü. Die Überschrift S. 46 halte ich für unglücklich: Tschang-Sche ist der Titel (Sekretär bei dem Erbprinzen?) des Yang Sung Ling. Die Verse 14 und 15 sind etwas ungenau; der Wunsch, nach Tschang An zu reisen, besteht schon lange, den Entschluß brachte aber erst das „geeinte Reich“ (417). Der viertletzte Vers ist falsch: der Text bezieht sich auf die Lebzeiten der I und Dsüo. S. 41 ist der Anfang: Als Kind schon habe ich... für meinen Geschmack etwas zu stark. S. 33: Bekannte Höhen grüßen schon... gibt einen komplizierten Satz zu einfach wieder. Dasselbe gilt von der sechsten Strophe S. 51. Auf S. 34 ist die vierte Strophe nicht richtig: der Text bezieht sich auf die Gegenwart, nicht auf die Vergangenheit; es soll kein Vorwurf darin enthalten sein, sondern nur der Ausdruck einer großen Sehnsucht. Das Gedicht S. 26 weicht zu sehr vom Text ab, auch den Versbau halte ich nicht für günstig. Li Lung-Miën, von dem in der Notiz zum Bildnis S. 9 die Rede ist, stammt nicht aus der Ming-, sondern aus der Sung-Zeit. Er war ein Dsin Schi der Yüan-Yu-Periode (1086—92). — Unsere Liebe und Verehrung für Tau Yüan-Ming ist z. T. im Hinblick auf die Zeitverhältnisse begründet, unter denen er lebte. Denn er war nicht ein von vornherein unirdisches Wesen, sondern er war ein Mann, der durchaus für die Welt geschaffen war, der sich aber genial ihrem Getriebe zu entziehen wußte. Er lebte in der Zeit einer sinkenden Sonne, einer unaufhaltsamen Dämmerung — geistig wie politisch —, und nur so, wie er sein Leben lebte, konnte das edle Herz sein friedliches Gemüt wiederfinden. Mit wieviel Mühe mußte Li Tai Bo nach dieser seelischen Ruhe ringen, und doch ist seine Dichtung die Schöpfung einer großen Tragik. So hat begreiflicherweise Su Dung Po in Tau Yüan-Ming den Lieblingsdichter und Lehrer gefunden, als er

mit dem Schicksal in Spannung geriet. — Hundhausen faßt Tau Yüan-Ming vielleicht etwas zu taoistisch auf: für einen wahren Taoisten blieb aber Tau Yüan-Ming seiner selbst zu bewußt, hing zu sehr an seiner Mutter und seinen Brüdern, hatte eine zu rührende Liebe zu der Natur. Er hat, als die Herrschaft des Hauses Dsin gestürzt war (418), nie nach der Periode der neuen Dynastie datiert. Ich würde es daher für angebracht halten, zumal für europäische Leser, wenn Hundhausen etwas konkretere Angaben über Tau Yüan-Mings Leben und Dichtung mitgeben wollte. Hsü Dau-Lin.

Max Fleischer: Der Porzellanpavillon. Nachdichtungen chinesischer Lyrik. Berlin-Wien-Leipzig, Paul Zsolnay Verlag, 1927. 117 S.

Die „chinesische Lyrik“ ist seit langem eine Quelle böser Poetereien und das Wort „Nachdichtung“ ein entschuldigender Begriff für Entstellung und Mißverständnisse des Originals geworden. Das vorliegende Werk zeigt aber, wie weit man heute gekommen ist, und wir müssen uns endlich einmal ernsthaft überlegen, ob man wirklich so weit gehen darf. — Schon rein äußerlich ist das Buch ein wildes Durcheinander! Am Anfang stehen je ein Gedicht von Li Tai Bo und Du Fu, darauf folgen wieder zwei von Li Tai Bo, und dann kommt plötzlich eins von (Han) Wu Di (Kaiser von 186—140 v. Chr.)! Auf Wu Di folgt „Hieh-k-oh“ (?), auf diesen zwei Leute „aus der Zeit um 1870“: „Tschan Ju Su“ (?) und „Tin Tün Lin“ (?), und S. 53 kommt auf einmal „Schi-King“, und zwar ist dies ein „Volksliederbuch aus dem 12. bis 7. Jahrhundert“!! Die verschiedenen Gesellen tragen abwechselnd ihre Gesänge vor, und ab und zu taucht ein neues Gesicht auf, dessen Name uns bizarr klingt und dessen Weisen wir nicht kennen. Auch unser alter Meister „Khong-Fu-Tse“ (1) tritt auf und hat



seinen Platz zwischen „Han Chang Li“ (768 bis 824) und „Pe-Khiü-y“ (! 771—846) gefunden. — Natürlich kann niemals ein Vorwurf daraus gemacht werden, wenn jemand nicht Chinesisch kann und dennoch „chinesische Lyrik“ liebt und sie verbreiten will. Und wenn man dann zu fremden Übersetzungen greifen muß, so verdient dieser liebevolle Eifer jede Nachsicht. Aber man darf doch nicht deshalb glauben, alles ignorieren zu dürfen, was „chinesisch“ ist. Man darf nicht Dschung Dsi auf „treu“ reimen, weil die Franzosen diese Worte mit „Tsong Tseu“ transkribieren („...so lieb und treu, ... glaub mir, Tschong Tseu“ S. 89). Und den Namen des Philosophen Laotse sprechen wir nicht dreisilbig aus („Séh das Tór, das Raúch umwógte, als Laótse mit den Büchern...“ S. 18)! — Auf einzelne Abweichungen und Mißverständnisse wollen wir gar nicht eingehen. Daß die Stimmung des Textes — um derentwillen doch ein Gedicht „übersetzt“ oder „nachgedichtet“ wird — dabei völlig abgeht, ist nur zu klar. Aus dem berühmten Gedicht „Abschied“ von Wang We, das aus lediglich sechs kurzen Zeilen besteht — von denen wir auf eine wortgetreue Übersetzung hinweisen können (Sinica 1930, S. 206) —, ist nun ein vierstrophiges Gedicht aus vierfüßigen Jamben entstanden, und dazu: was steht nicht alles darin! Wir geben diese „Nachdichtung“ am besten hier wieder:

#### Abschied

Mit einem Satz sprang ich vom Roß  
und nahm ein Glas und goß es voll.  
Wie mir das Herz schlug, wie es schwoll!  
Ich sprach: mein alter Fahrtgenoß,  
wohin so spät? Bald ist es Nacht.  
Rast aus bei mir! Ein Weilchen bleib!  
Er sagte: hab kein Kind, kein Weib,  
kein Glück. Hab lange nicht gelacht.  
Will wandern in die Berge weit.  
Will wandern, bis ich Ruhe find.

Ich will kein Weib, ich will kein Kind,  
nur Einsamkeit, nur Einsamkeit.

Ein Lüftchen streicht und fächelt lau.  
Die Wolken wandern, wo ich zieh.  
Ihr Spruch ist: Ewig, ewig! Sieh,  
auf allen Gräsern blinkt der Tau.

Man sagt bei uns: Wenn man einen Tiger schlecht malt, so wird zu leicht ein Hund daraus. Hier ist nun aus einem Pegasus ein Nilpferd geworden. Darf man bei „Nachdichtungen“ wirklich so weit gehen? — Sollten vielleicht diese „Nachdichtungen“ als deutsche Verse gut sein? Aber statt Birnbaum „blühende Birne“ zu sagen, weil es einmal in Versen steht (S. 96), oder etwa (S. 38):

„Übers Buch gebogen,  
achtete ich kaum,  
daß mir wie im Traum  
all die Zeit entflohen“ —

an all das wird unsere Zeit und unser Geschmack doch erst sich gewöhnen müssen. Und folgende Verse als Nachdichtung „chinesischer Lyrik“ (S. 117):

„Die lilienarmigen Wellen rühren heut  
mit schmal zum Kuß gespitzten Lippen fast  
an jeden armen Halm im Uferkies“ —

O armer Du Fu!

Hsü Dau-Lin.

Weig, P. Dr. Joh., S. V. D., Deutsch-chinesischer Sprachführer mit Wörterbuch. Ein Hilfsbüchlein für den täglichen Gebrauch. Tsingtau 1928. Auslieferungslager für Deutschland: Missionsdruckerei Steyl, Post Kaldenkirchen Rhld. 368 S. RM. 8.—.

Das vorliegende Buch erhebt nicht den Anspruch, eine streng wissenschaftliche Arbeit zu sein, es will vielmehr den Bedürfnissen der Praxis dienen. Als Aussprache ist die der Provinz Schantung zugrunde gelegt, die von der des Guo Yü, der allgemeinen Umgangssprache, verschiedentlich abweicht.

Der erste Teil gibt nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet den notwendigen Wortschatz. Den einzelnen Kapiteln sind jeweils eine Reihe von Übungssätzen beigelegt, die durchweg aus dem praktischen Leben gegriffen sind. Die notwendigen grammatischen Erklärungen stehen in den ausführlichen Anmerkungen.

Es ist zu bedauern, daß der Verfasser aus dem Bestreben, eine möglichst getreue Umschrift der chinesischen Zeichen zu geben, eine neue Transkription zu den vielen schon vorhandenen hinzugefügt hat, da z. B. die in dem Lehrbuch von Lessing-Othmer angewandte Umschrift auch für die Zwecke dieses Buches geeignet gewesen wäre. Die vielen Umschriften verwirren nur unnötigerweise und bedeuten für den Anfänger eine überflüssige Erschwerung.

Der zweite Teil gibt ein Deutsch-chinesisches Wörterbuch, das sicher von vielen mit Freuden begrüßt wird.

L. B.

## FRANZÖSISCHE REISEBÜCHER

Es nimmt nicht wunder, daß der Anblick der neuartigen Welt Chinas den Reisenden derart bewegt, daß ihm die Feder überläuft. Durch mehrwöchentliche Seeluft gestauter Tätigkeitstrieb wird entfesselt, um sich und seine Heimat den Erlebnissen und Einrichtungen der ostasiatischen Sphäre zu vergleichen, die so vielerlei Fremdartiges hervorbringt und so vielerlei Widersprechendes in sich umschließt und mütterlich duldet und doch auch dem nur kurz dort Weilenden seine Geschlossenheit kundtut. Luc Dano<sup>1</sup>, der sich schon durch die Titelvignette selbst persifliert, reizen die duftigen und gefühlsschwangeren Erlebnisse der Seereise durch die erschlaffende Luft der Tropen. Er vermag es, den bei solchen Gelegenheiten typischen Liebeleien eine geheime Bedeutung zuzuschrei-

<sup>1</sup> Luc Dano, *De Paris à Shanghai*, Edition de la Pensée latine, Paris, 1927.

ben, ohne sich in tragische Schwere zu verlieren, und die Weltstadt Schanghai, die ihm besser als alle andern Städte gefällt, fast so gut sogar wie Marseille, entlockt ihm emphatische Hymnen. Die Mischung von verantwortungsloser Exotik mit westländischem Komfort und Genußmöglichkeiten ist es, was ihn reizt. Auch ein Bild von China! —

Brieux<sup>1</sup>, der seine Reise bereits vor dem Kriege zurückgelegt hat (das Buch ist zum vierten Male neu aufgelegt), greift schon mit mehr Ernst in die Situation. Auch ihm ist die zarte Weichheit des Ostens schmeichelndes Ziel, und die Schilderungen seiner Erlebnisse in Birma sind lyrische Meisterwerke. Doch erschöpfen sich ihm damit die Probleme nicht. Der Anblick der französischen Kolonie Indo-China veranlaßt ihn, tiefer in die Fragen kolonialer Betätigung überhaupt hineinzusteigen. Aus Erlebtem und Erzähltem mischt sich ihm ein keineswegs immer erfreuliches Bild, das er mit mutiger Offenheit dem französischen Publikum darlegt. Doch werden wohl seine Prophezeiungen nicht jedermanns Beifall finden, namentlich nicht das gewaltige Bild der Völkerdämmerung am Schluß, in dem er mit schier wollüstigem Grausen den Untergang der zivilisierten Welt in einer gewaltigen Schlacht zwischen Chinesen und Russen (als den Vertretern Westeuropas) irgendwo in den Steppen Nordasiens ausmalt.

Den ernsthafter mit China Befassten wird hingegen die Tat des Verlages mit Freude erfüllen, der die Reiseschilderungen des Missionars Huc, des Marco Polo des 19. Jahrhunderts, neu aufgelegt hat<sup>2</sup>. Diese um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ausgeführten Reisen führten in Gebiete, die damals noch keines Europäers Fuß betreten hatte. Eine

<sup>1</sup> Brieux, *Voyage aux Indes et en Indo-Chine*, *Simple notes d'un touriste*, Librairie Delagrave, Paris, 1926.

<sup>2</sup> R. P. Huc, *Dans la Chine*, 2 vol. Librairie Plon, Paris, o. J.

Fülle treffender Beobachtungen völkerkundlicher und volkpsychologischer Art sind auf diese Weise aufs neue zugänglich geworden, die namentlich darum interessieren, weil sie in einer Zeit merklichen politischen Verfalls, der sich in vielen Einzelheiten dokumentiert, doch von dem Lebenswillen und der Lebensgeschicklichkeit dieses Volkes zeugen, die selbst dem Missionar Hochachtung abzwängen.

Hm.

Sven Hedin: Auf großer Fahrt. Meine Expedition mit Schweden, Deutschen und Chinesen durch die Wüste Gobi 1927/28. Mit 110 bunt. u. einfarb. Abb. u. 1 Routenkarte. 3. A. 1929. F. A. Brockhaus/Lpz.

Was die in diesem Buch in ihrem äußeren Verlauf geschilderte Reise vor allem auszeichnet, ist die von der chinesischen Regierung erzwungene Teilnahme chinesischer Archäologen, Meteorologen, Geographen und Historiker an der Expedition. Einer von ihnen war sogar zum Mitleiter ernannt, die anderen den Europäern mit gleichen Rechten zur Seite gestellt. Mit freudigem Erstaunen berichtet nun der Verfasser, daß die Zusammenarbeit der chinesischen Herren mit den schwedischen und deutschen Mitarbeitern sich nicht nur reibungslos, sondern auch durchaus angenehm und förderlich gestaltet hat, daß die chinesischen Gelehrten und Studenten sich den mannigfaltigen wissenschaftlichen Aufgaben, die man sich gestellt hatte, mit dem größten Interesse, dem regsten Eifer und unerschütterlicher Zuverlässigkeit widmeten und daß der Expedition in den von den verschiedenartigsten Völkerschaften be-

wohnten Gebieten aus ihrer vermittelnden Tätigkeit der augenfälligste Vorteil erwuchs. Solche Zusammenarbeit an gemeinsamen wissenschaftlichen Aufgaben ist sicherlich eins der wertvollsten Mittel, die verständnisvolle Annäherung zwischen den Völkern des Erdballs zu beschleunigen, die die Grundlage zu dem so notwendigen „Miteinander-Auskommen“ bildet. Erfreulich ist ferner an diesem Buch, daß man doch wenigstens etwas von den Zielen der wissenschaftlichen Arbeiten erfährt, die die verschiedenen Abteilungen der Expedition im Einverständnis mit dem Leiter des Ganzen sich gesteckt hatten. Endlich ist ein Vorzug des Buchs die Abwesenheit jeglichen Bramarbasierens und der behagliche Humor, der auch die größten Schwierigkeiten nachträglich in verklärtem Licht erscheinen läßt. Daß das Buch gut ausgestattet ist und wohlgelungene Aufnahmen und Farbenskizzen zeigt, erhöht die Annehmlichkeit der Lektüre.

M. F.

P. Karl Maria Boßlet O. P.: Chinesischer Frauenspiegel. Illustrationen u. Buchschmuck v. M. Mink-Born. 1927. Vehta i. O., Albertus-Magnus-Verlag.

Der Zweck des Büchleins, die katholische Frauenwelt zur Mitarbeit daran aufzurufen, die chinesische Frauenseele „zu erlösen“, beeinflusst natürlich die Art der Darstellung, welche die Schatten im Bilde der chinesischen Frau und ihrer sozialen Stellung so stark malt, daß das Lichte darin, das der Verfasser ja auch gesehen hat, sehr zurücktritt. So gibt dieser „Spiegel“ leider im Grunde doch ein verzerrtes Bild.

M. F.

## ZU DEN ABBILDUNGEN

Die Tafeln dieses Heftes geben Gemälde wieder, die auf der diesjährigen Ausstellung chinesischer und japanischer Malerei im Museum für Völkerkunde in

München gezeigt wurden. Die Erlaubnis zur Reproduktion verdanken wir den Besitzern der Gemälde, die sie uns durch die freundliche Vermittlung von Herrn